

1739 2487

Landwirtschaftliche Hochschule Hohenheim.  
Reden und Abhandlungen.

---

Nr. 4.

# Reden

gehalten bei der Feier der Rektoratsübergabe  
am 26. April 1938

von

dem scheidenden Rektor, dem ordentlichen Professor für Tierzuchtlehre

**Dr. Peter Carstens**

und

dem neuen Rektor, dem ordentlichen Professor für Geologie u. Bodenlehre

**Dr. Erhard Jung**



---

Verlagsbuchhandlung Eugen Ulmer, Stuttgart-S., Olgastraße 83  
Verlag für Landwirtschaft und Naturwissenschaften

S 8227a

## Rede des scheidenden Rektors Prof. Dr. Carstens.

Drei Jahre habe ich das Amt des Rektors an der hiesigen Hochschule geführt. Es war bisher allgemein üblich, daß am Ende einer Rektorszeit der scheidende Rektor einen Rechenschaftsbericht über seine Tätigkeit ablegte. Von diesem alten und überkommenen Brauch möchte ich heute einmal abweichen; denn für diejenigen, die mit der Hochschule und ihrer Arbeit in engerer Berührung stehen, würde die Aufzählung dieser Dinge nur die Wiedergabe allgemein bekannter Tatsachen bedeuten, weil sie doch selbst teilgenommen haben an dieser Arbeit für unsere Hochschule und so die Entwicklung selbst miterlebt haben. Für Außenstehende aber, also für diejenigen, die heute als Gäste unter uns weilen, würde eine solche Aufzählung von Begebenheiten der verflossenen drei Jahre von untergeordneter Bedeutung sein. Was für ein Interesse hat zum Beispiel ein großer Teil von Ihnen, zu erfahren, welche baulichen Veränderungen hier durchgeführt wurden, oder welche Lehrstühle ihren Inhaber gewechselt haben, oder wie hoch die Zahl der Studierenden ist. Und was hat es letzten Endes für einen Sinn, aufzuzählen, bei wievielen festlichen Veranstaltungen der Rektor die Hochschule offiziell vertreten hat, oder wieviel eigene Veranstaltungen und Feiern die Hochschule selbst durchführte. Solche Dinge sind nach meiner Auffassung doch wohl mehr interne Angelegenheiten der einzelnen Ministerien und der Hochschule selbst.

Grundsätzlich kommt aber noch etwas anderes hinzu. Die Stellung des Rektors innerhalb der Hochschule ist nach der Machtübernahme eine wesentlich andere geworden. Er ist nach dieser Neuordnung der verantwortliche Führer der Hochschule in allen politischen und wissenschaftlichen Fragen, die das Leben und die Arbeit an der Hochschule betreffen. Die Verlängerung der Amtszeit eines Rektors auf 2—3 Jahre bringt es daher auch zwangsläufig mit sich, daß die Entwicklung einer Hochschule und ihr gesamtes Bild in viel stärkerem Maße als früher vom Rektor und nicht mehr durch Mehrheitsbeschlüsse des Senats bestimmt werden.

Gerade aus diesem Grund scheint es mir vermessen, daß der scheidende Rektor selbst einen Leistungsbericht seiner Amtstätigkeit bringt; denn seine gehobene Stellung als mehrjähriger Führer der Hochschule wird zur Folge haben, daß es erst späteren Jahren zusteht, ein Werturteil über diesen oder jenen Rektor im Dienst der Hochschule auszusprechen. Erst die spätere Geschichte einer Hochschule wird den Nachweis bringen,

ob nun die Amtszeit irgend eines Rektors und damit die Möglichkeit, der Hochschule die ihm richtig erscheinende Marschrichtung zu geben, letzten Endes für die Entwicklung der betreffenden Hochschule oder Universität nutzbringend war, oder ob der Rektor nur groß war in der Bewältigung von kleinen nebensächlichen Tagesfragen, die größeren Aufgaben jedoch nicht anzupacken wagte, geschweige denn zu meistern vermochte.

Ich glaube aber, daß abgesehen von diesen Dingen es eine ganze Reihe von Fragen des deutschen Hochschullebens gibt, die von allgemeinem Interesse sind. Aus diesen Gründen möchte ich daher heute einige grundsätzliche Probleme unseres Hochschullebens behandeln und dabei besonders herausstellen, welche Auswirkungen und Folgen diese Neuordnung und Umformung des hochschulpolitischen und wissenschaftlichen Lebens speziell für unsere Landwirtschaftliche Hochschule mit sich gebracht haben.

Bevor ich jedoch auf diese Fragen zu sprechen komme, möchte ich noch eine Dankeschuld abtragen. Danken möchte ich vor allem Ihnen, Herr Ministerpräsident, für das stete Wohlwollen, das Sie in den verfloßenen Jahren unserer Hochschule entgegengebracht haben. Ich gebe zu, daß wir manche Wünsche gehabt haben; ich kann aber an dem heutigen Tag dankbar aussprechen, daß wohl eigentlich alle durch Sie erfüllt wurden. Besonders möchte ich aber auch danken dem Herrn Finanzminister, der durch großzügige Zurverfügungstellung von Mitteln es ermöglichte, daß die Einrichtungen und Institute unserer Hochschule mehr und mehr vervollkommenet werden konnten. Auch allen anderen staatlichen Stellen gilt mein Dank, die stets für die Belange der Hochschule ein offenes Ohr hatten. Wenn sich im Laufe der letzten drei Jahre manches im äußeren und inneren Bild der Hochschule geändert hat, so brachte es auch vermehrte Arbeit für meine Mitarbeiter. Allen Arbeitern, Angestellten, Beamten und Kameraden möchte ich daher noch besonders an dieser Stelle für ihre freudige Mitarbeit danken. —

Es dürfte angebracht sein, einmal die Frage aufzuwerfen, wie sah es zu Beginn des Jahres 1935 an den deutschen Hochschulen aus? An den Stätten der deutschen Wissenschaft bot sich uns ein nicht gerade immer erfreuliches Bild. Es gehörte eigentlich mit zum guten Ton, etwas verächtlich und wegwerfend von ihren Vertretern und Einrichtungen zu sprechen. Aus einer anfänglich durchaus begreiflichen und fruchtbaren Kritik am deutschen Hochschulleben entwickelte sich sehr bald eine Ablehnung der Universitäten und Professoren in ihrer Gesamtheit. Es bestand zu jener Zeit die große Gefahr, daß aus der fruchtbaren Kritik, die den Neuaufbau und die Umformung des gesamten hochschulpolitischen Lebens bewirken sollte, sich eine kritiklose Diffamierung der Hochschule und ihrer Vertreter entwickelte, die viele mit ernster Sorge erfüllte.

Man vergaß, daß in den Kampfjahren viele junge Nationalsozialisten den Kampf an den Universitäten aufgenommen hatten, nicht um die deutsche Wissenschaft in Mißkredit zu bringen, sondern sie sind in erster Linie aufgestanden gegen die politische Instinktlosigkeit einer großen.

Anzahl von Professoren an den Stätten deutscher Geistesbildung. Der ganze Rhythmus jener Tage mit dem revolutionären Schwung der Jugend zog nahezu spurlos besonders an den Vertretern der sogenannten Geisteswissenschaften vorüber. Während man in den Studierstuben politische Theorien entwickelte, erfüllten sich draußen auf den Straßen die Geschicke eines bis in die letzten Tiefen aufgerüttelten Volkes. Man spürte in jenen Jahren wahrlich wenig an Deutschlands hohen Schulen von dem Geist eines Ernst Moritz Arndt, der zu seiner Zeit feurige Reden an die deutsche Jugend hielt, das Volk aufrüttelte und glühende Vaterlandsliebe in die Herzen dieser jungen Menschen einbrannte. Es zog ja auch nur ein unbekannter Gefreiter des Weltkrieges mit einer kleinen Schar treuer Gefolgsleute durch die deutschen Lande und predigte von dem Glauben an Deutschland und seiner geschichtlichen Sendung.

Von den alten Nationalsozialisten wurde also Sturm gelaufen gegen ein politisches System an den Hochschulen. Die an vielen Universitäten und Hochschulen in Erscheinung tretende politische Richtungslosigkeit mußte aber letzten Endes zwangsläufig auch zu einem Verfall deutschen Geisteslebens schlechthin führen. Massenfremde Elemente und Pazifisten vergifteten mit der Zeit eben zu sehr mit ihren Anschauungen die geistige Atmosphäre an den hohen Schulen des Reiches. Nicht gegen die Wissenschaft als solche hat sich also jene kleine Schar aktiver Nationalsozialisten gestellt, sondern sie ist vielmehr eingetreten für die Erhaltung einer deutschen Wissenschaft. Am besten wird dies wohl durch die Tatsache bewiesen, daß viele der unter dem alten System nur zu häufig gebrandmarkten Revolutionäre auch nach der Machtübernahme der Wissenschaft treu geblieben sind und zwar in einer Zeit, wo man schon als so etwas wie erblich belastet galt, wenn man nur kundtat, daß man auch zu diesen Professoren gehörte.

Dabei soll durchaus nicht verkannt werden, daß die größten wissenschaftlichen Leistungen selbstverständlich nicht im lauten Getriebe des öffentlichen Lebens vollbracht werden, sondern in der Abgeschlossenheit des Laboratoriums und der Studierstube das Licht der Welt erblicken. Diese Tatsache berechtigte aber nun keinesfalls dazu, daß der Wissenschaftler ein weltfremdes Dasein führte und ihn die völkischen Belange des Staates mehr oder weniger kalt ließen. Wir dürfen deshalb mit Recht feststellen, daß in den Jahren nach dem Krieg bis 1933 es besonders an jener glücklichen Synthese zwischen den Besonderheiten des wissenschaftlichen Forscherlebens und der gleichzeitigen Aufgeschlossenheit gegenüber den völkisch-politischen Lebensvoraussetzungen des gesamten Volkes fehlte. Das ist die Wandlung, die sich unter den Wissenschaftlern vollziehen mußte, um wieder die verloren gegangenen Beziehungen zur Nation herzustellen. In der praktischen Verwirklichung dieser wünschenswerten Synthese ist man allerdings zuweilen auch recht kräftig übers Ziel hinausgeschossen. Man lese nur einmal das kleine Werk von Erich Kühn „Schafft anständige Kerle!“ Der Abschnitt „Ist jeder Gelehrte ein Liberaler“ läßt an Offenheit und Klarheit nichts zu wünschen übrig.

In Zukunft brauchen wir allerdings wenig Sorge zu haben, daß politische Weltfremdheit wiederum Einzug bei den Dozenten hält. Der nationalsozialistische Dozentenbund als politischer Motor an den Hochschulen betrachtet es als seine besondere Aufgabe, die politische Aktivität unter den Dozenten zu erhalten und zu fördern. Wissenschaftlich hat sich der Dozentenbund unter anderem die Aufgabe gestellt, im Rahmen der Dozentenakademien innerhalb der Universitäten und Hochschulen die engen Fakultäts- und Fachgrenzen zu sprengen und durch Vorträge und gemeinsame Veranstaltungen den Dozenten anzuregen, auch einmal über die engen Grenzen seines eigentlichen Fachgebietes hinauszusehen.

Ich glaube damit dargelegt zu haben, welcher Wandel sich im Lehrkörper selbst vollzogen hat. Möge dieser Umbruch im politischen Denken und Handeln des deutschen Gelehrten möglichst bald und möglichst vollkommen vollendet werden.

Die Einstellung gegenüber den Wissenschaftlern in den verflossenen Jahren wirkte sich nun aber leider auch sehr ungünstig auf die wissenschaftliche Arbeit aus. Das gilt besonders für solche Fachgebiete, in denen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung unmittelbar der Praxis zu dienen haben, also im besonderen auch für die Landwirtschaft. Es wird immer so sein und so bleiben, daß vor allem in den sogenannten angewandten Wissenschaften Wege beschritten und Probleme in Angriff genommen werden müssen, die dem Außenstehenden durchaus unnütz und unverständlich erscheinen und scheinbar keinen unmittelbaren Wert für die Praxis erkennen lassen. Das ist aber einmal das Los wissenschaftlicher Forschertätigkeit, daß manche Umwege gemacht werden müssen und ganz große Ergebnisse und Leistungen immer nur durch unermüdete Arbeit und unendlichen Fleiß erzielt werden. Das sollten sich besonders alle diejenigen merken, die glauben, daß wir uns nur an die Retorten zu stellen brauchen und am laufenden Band fertige, auswertbare Ergebnisse nur so hervorsprudeln. Wir müssen nur zu häufig erkennen, daß oft eine jahrelange Arbeit nicht zu dem gewünschten Ergebnis führt, das wir erhofft haben, und wir vielleicht gerade dort wieder anfangen müssen, wo wir eine Weiterarbeit zunächst am wenigsten für zweckmäßig gehalten haben. Wenn daher in den verflossenen kritischen Jahren gerade die wissenschaftlichen Forschungsstätten der Landwirtschaft häufig von kleinen Geistern als Tummelplatz von weltfremden Theorien angesprochen wurden, so hat diese Einstellung nur der so unbedingt notwendigen Zusammenarbeit zwischen Theorie und Praxis unendlich geschadet. Selbst wenn wir zugeben, daß auf dem Gebiet der Landwirtschaft etwas viel Theorie getrieben wurde und manche falschen Wege eingeschlagen wurden, so hätte das auf keinen Fall dazu führen dürfen, nun die wissenschaftlichen Ausbildungsstätten derartig in Mißkredit zu bringen. Selbstverständlich hatten sich auch hier in den Jahren vor der Machtübernahme Vertreter eingefunden, die nach den Grundsätzen und Regeln des Liberalismus in Forschung und Lehre eine Richtung vertraten,

die mit einer bäuerlichen Auffassung nichts, aber auch gar nichts gemein hatte. Und dennoch wurden auch in jenen Jahren von der Wissenschaft unzählige Leistungen hervorgebracht, die unmittelbar der Praxis zugute kamen, und durch die die deutsche Landwirtschaftswissenschaft und ihre Forschungsstätten Weltruf erlangten.

Heute dürfen wir aber mit Freuden feststellen, daß diese etwas unglückliche Zeit als ziemlich überwunden gelten kann. Wissenschaft und Praxis haben wieder Schritt gefaßt und streben ein gemeinsames Ziel an, nämlich die Sicherung der Ernährung unseres Volkes mit allen nur möglichen Mitteln zu gewährleisten. Der Forschungsdienst oder die Reichsarbeitsgemeinschaft der Landwirtschaftswissenschaft wurde in dieser Zeit gegründet. Es sind hier sämtliche Fachgebiete der Landwirtschaftswissenschaft zusammengefaßt. Eine Planung und Ordnung der Aufgabengebiete wird durchgeführt. Die besonders wichtigen Probleme werden gleichzeitig in einer Reihe von Instituten in Angriff genommen und somit schneller und zuverlässiger ihrer Lösung entgegengeführt. Die Ergebnisse der Jahresarbeit aus den vielen Instituten werden wiederum zusammengefaßt und durch Vorträge oder leicht verständliche Veröffentlichungen der Praxis zugänglich gemacht. Die besonderen Wünsche der Praxis werden über den Reichsnährstand, als Sprachrohr der Praxis, den Vertretern der Wissenschaft vorgetragen und entsprechend im Forschungsplan des kommenden Jahres berücksichtigt. Doppelarbeit wird dadurch vermieden. Der Geist der Ordnung, der Planung und der Gemeinschaft ist eingezogen in die wissenschaftlichen Forschungsstätten, und überall regen sich unzählige Hände, um nun die großen Aufgaben zu meistern, die die Zeit an uns alle stellt. An die Stelle des Auseinanderlebens von Wissenschaft, Theorie und Praxis ist in den letzten Jahren somit das Verständnis für die gemeinsame Aufgabe getreten. Ein Erfolg, der nicht hoch genug gewertet werden kann.

Diese neue Richtung auf dem Gebiet der Forschung und die Wandlung in der Auffassung von den Aufgaben des deutschen Bauerntums machten es aber auch notwendig, daß der Lehrplan und damit der Ausbildungsgang an unseren landwirtschaftlichen Ausbildungsstätten für unseren Nachwuchs ein anderer wurde. Eine Studienreform wurde geschaffen, die den Ausbildungsgang des Diplomlandwirts gegenüber früher in manchen Dingen änderte. Schon die einleitenden Sätze in den Richtlinien für das Studium der Landwirtschaft lassen klar und eindeutig den grundlegenden Unterschied in der Auffassung von den Aufgaben der Landwirtschaftswissenschaft und damit auch für den Ausbildungsgang der Diplomlandwirte von einst und heute erkennen. Es heißt darin: „Der deutschen Landwirtschaftswissenschaft hat der nationalsozialistische Gedanke von Blut und Boden grundlegend neuen Sinn und Inhalt gegeben. Dieser geistige Umbruch, der sich auf allen Gebieten und Wirkungsbereichen der Landwirtschaft vollzieht, darf auch vor der Landwirtschaftswissenschaft nicht Halt machen. War unsere Wirtschaftslehre bisher ihrem Wesen und Ursprung nach liberalistisch und erwerbswirtschaftlich, so soll sie künftig

sozialistisch und politisch sein. Eine nationalsozialistische Landwirtschaftswissenschaft muß von den großen volkspolitischen Aufgaben des Bauern und Landwirts ausgehen und von dorthier die landbautechnischen und betriebswirtschaftlichen Fragen sehen und lösen.“

Unsere Wissenschaft hat mit einem Wort dem Volk zu dienen, und Lehrer und Forscher haben sich den staatspolitischen Notwendigkeiten unterzuordnen. Vom Standpunkt des Nationalsozialisten aus gesehen ist es eine Selbstverständlichkeit, daß die Wissenschaft sehr wohl die Aufgabe hat, auf die Entscheidungen des Tages einzuwirken, und sie sich es — hauptsächlich in Zeiten der höchsten Kraftentfaltung eines Volkes, wenn es um die Sicherstellung der Ernährung des Volkes geht — nicht leisten kann, eigene Wege zu verfolgen ohne Rücksicht auf die Erfordernisse der Gegenwart.

Diese Neuordnung bringt natürlich eine große Vielseitigkeit des Studiums mit sich, und sie verlangt von den Studenten, daß sie es verstehen, den gebotenen Stoff richtig zu verarbeiten, und bei der Vielseitigkeit des Studiums nicht den Boden unter den Füßen verlieren. Ich möchte daher an dieser Stelle noch einmal einige Sätze wiederholen, die ich anlässlich der feierlichen Immatrikulation zu Beginn des Wintersemesters 1935 vor den neueintretenden Studenten anführte:

Mehr und mehr muß sich das Verhältnis von Lehrer und Lernenden zu einem wirklich kameradschaftlichen Arbeitsverhältnis vertiefen. Durch vertrauensvolle Aussprachen zwischen Dozenten und Studenten müssen Unklarheiten beseitigt werden; nicht aber darf versteckte Kritik die Oberhand gewinnen. Wir wollen und wünschen, daß solche Studenten von den deutschen Hochschulen verschwinden, die kritiklos alles in sich aufnehmen und damit nur totes Wissen für das Examen sammeln. Wir wollen vielmehr jene frischen und revolutionären Jungens, die nicht nur eine eigene Meinung haben, sondern sie auch in den Seminaren und Aussprachen klar zum Ausdruck bringen. Es sollen hier Männer herangebildet werden, die sich kritisch mit dem revolutionären Wollen und den einzelnen Problemen in den verschiedenen Fachgebieten auseinandersetzen. Denn nicht aus der kritiklosen Bejahung alles dessen, was heute gelehrt wird, entwickelt sich die künftige Gestaltung unseres gesamten Hochschullebens, sondern nur durch scharfes Abwägen und mutiges Wagen aller derer, die um eine neue Form ringen. Durch diese starke Betonung der politischen und damit praktischen Betrachtungsweise des wissenschaftlichen Lehrbetriebes ist der junge Student allerdings auch sehr leicht geneigt, über das Ziel hinauszuschießen. Ganz besonders ist dies bei unserer Landwirtschaftswissenschaft der Fall. Hier kommt gar zu leicht die Neigung auf, mit einer mehr oder weniger großzügigen Handbewegung alles das abzulehnen, was den Stempel des Wissenschaftlichen trägt und zunächst scheinbar keine praktische Bedeutung erkennen läßt. Niemals darf der junge Student vergessen, daß wir uns hier an der Hochschule nicht darauf beschränken dürfen, das zu lehren, was man sofort in jedem Fall praktisch verwerten kann. Ich

muß wiederholen, was ich beim Antritt meines Rektorats gesagt habe: Wir haben hier ein gediegenes Wissen zu vermitteln, das die Grundlage abgibt für den späteren Einsatz. Stets werden unsere jungen Diplomlandwirte draußen im Leben sich das Letzte selbst erarbeiten und mit ihrer Hochschulausbildung in Einklang bringen müssen, und häufig erst dann werden sie feststellen, wie notwendig es war, auf der Hochschule auch den tieferen, rein wissenschaftlichen Problemen auf den Grund zu gehen.

Es hat also die Hochschule ein gutes Fachwissen zu vermitteln. Dieses mitgegebene Wissen darf aber nicht erstarren, sondern es muß immer wieder das Bestreben sein, dafür zu sorgen, daß es lebendig bleibt und den Anforderungen des praktischen Lebens gerecht wird. Uns Dozenten liegt bestimmt nichts daran, hier Diplomlandwirte heranzubilden, die im Laufe der Semester brav und unermüdlich eine gute Note im Kolleg erjessen haben; wir möchten vielmehr junge, bewegliche Menschen formen, die auf der Hochschule die Beweglichkeit des Geistes erhalten und behalten haben und in der Lage sind, später einmal ihr, wenn auch bescheidenes Examenswissen richtig anzuwenden und damit dem Volke zu dienen.

Neben diesen Änderungen im wissenschaftlichen Ausbildungsgang der Studenten hat sich aber auch eine Umwandlung im studentischen Gemeinschaftsleben in den letzten Jahren vollzogen. Aus dem Durcheinander hat sich nach der Übernahme der Reichsstudentenführung durch den Kameraden Scheel eine ganz klare Linie herausentwickelt. An die Stelle der unzähligen Korporationen und der vielen Verbände ist der nationalsozialistische Studentenbund mit seinen Kameradschaften getreten. Das studentische Gemeinschaftsleben ist im Umbruch, alte Formen fallen, Neues entwickelt sich. Die politische und charakterliche Erziehung in den Kameradschaften wirkte sich aus auf die Haltung der Studenten. Auch die Stimmen der letzten Rörgler aus gewissen Kreisen der Altherrenverbände werden wohl bald verstummen, oder aber es wird ohne sie zur Tagesordnung übergegangen. Die Ansätze zu einem neuen Lebensstil und den neuen Formen lassen sich überall erkennen. Ein Ausruhen von den Strapazen des Semesters kennt der Student von heute nicht mehr. Kaum haben die Semesterferien ihren Anfang genommen, dann packen 20—30 Kameraden ihren Tornister und ziehen hinaus nach dem Osten, nach der Grenzmark. Dort leben sie mit den Bauern auf den Höfen zusammen und lernen aus eigener Anschauung die Nöte und Sorgen dieser Grenzlanddeutschen kennen. Dieses unmittelbare Miterleben des Volkstumskampfes an der Grenze gibt aber wiederum Anregung für die politische Arbeit während des Semesters. Es war daher auch eine Selbstverständlichkeit, daß ich diesen Bestrebungen während meiner Amtszeit eine besonders starke Förderung zuteil werden ließ. Das Erlebnis wirkte lange nach, und diese dort draußen geschlossene Kameradschaft und Verbundenheit förderte wiederum das Gemeinschaftsleben an der Hochschule.

Noch ein Problem grundsätzlicher Natur möchte ich hier kurz behandeln. Man hört immer wieder, daß der Student doch eigentlich zu sehr mit politischen Dingen belastet wird und kaum Ruhe und Zeit für

seine wissenschaftliche Ausbildung findet. Ich betrachte diesen Einwand immer als ein etwas bequemes Mittel, um sich von der politischen Mitarbeit drücken zu können. Wir dürfen doch das eine nicht verkennen, daß wir immer noch in der Zeit des Umbruchs leben. Wenn auch heute die große Mehrheit den nationalsozialistischen Staat als solchen bejaht, so sind wir doch noch weit davon entfernt, alle Volksgenossen nun als Nationalsozialisten ansprechen zu können. Immer noch ist die Zahl jener relativ klein, die all ihr Wirken, ihr Tun und Handeln in wahrhaft nationalsozialistischem Geist ausüben. Somit ist also die immer wieder erneute Ausrichtung auf nationalsozialistische Grundsätze ein selbstverständliches Gebot der Stunde. Anders wird es erst werden, wenn eine neue Generation vor uns steht, die den harten aber notwendigen Weg gegangen ist vom Jungvolk über die Hitlerjugend, die SA., SS. usw., über den Arbeitsdienst, die Wehrmacht zu den studentischen Kameradschaften. Bei solchen Jungen und Mädels ist die Sorge dann schon geringer, daß sie neben der Volksgemeinschaft stehen. Sie alle sind groß geworden und gewachsen in der Gemeinschaft, und ihnen ist der Dienst für die Gemeinschaft später heiligste Verpflichtung.

Betrachten wir abschließend die Entwicklung der letzten Jahre, so läßt sich immerhin feststellen, daß sich im deutschen Hochschulleben doch eine große Wandlung vollzogen hat. Ich bin der festen Überzeugung, daß die Zeit nicht fern ist, wo im In- und Ausland wieder mit Achtung und Stolz von den Leistungen der deutschen Wissenschaft und dem Geist an den hohen Schulen des Reiches gesprochen wird.

Zum Schluß möchte ich nun noch eine Frage behandeln, die gerade für unsere Hochschule von außerordentlicher Bedeutung ist. Hohenheim liegt in der Nähe der stark in Entwicklung begriffenen Stadt Stuttgart. Es ist nur zu natürlich, daß mit der Ausdehnung Stuttgarts und den sonstigen damit verbundenen Erscheinungen der Wunsch nach Grund und Boden zur Erfüllung der baulichen Wünsche immer stärker wird. Mit ernster Sorge haben wir in den letzten Jahren immer wieder feststellen können, wie gefährlich es zur Zeit ist, glücklicher Besitzer von Land in der Nähe einer Stadt zu sein. Auch zu dieser Frage soll einmal klar und eindeutig Stellung genommen werden. Hohenheim ist die älteste landwirtschaftliche Hochschule im ganzen Reichsgebiet. Ihre besonderen Vorzüge lagen von jeher darin begründet, daß mit den wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen ein großer landwirtschaftlicher Gutsbetrieb verbunden war, und somit an Ort und Stelle den Studenten die Ergebnisse planmäßiger Forschung auf allen Gebieten des Landbaus, der Züchtungslehre unserer Kulturpflanzen und unserer Haustiere demonstriert werden konnten. Grund und Boden ist die Voraussetzung für unsere wissenschaftliche Arbeit, er ist unser Lebenselement, von dem letzten Endes der Weiterbestand der Hochschule überhaupt abhängt. Gerade wir Landbauwissenschaftler müssen Bauern bleiben und können nicht zu viel Asphalt in unserer Nähe vertragen. An unseren Tier- und Pflanzenbeständen müssen wir auch unseren Bauern die Ergebnisse unserer wissenschaft-

lichen Forschung vor Augen führen können; im andern Fall verfehlt eine landwirtschaftliche Hochschule ihren Sinn und Zweck; denn gerade auch vor ihrer bäuerlich wertenden Kritik muß unsere wissenschaftliche Arbeit bestehen können. Der Reichsbauernführer Darré hat einmal sehr treffend folgenden Satz geprägt: „Die lebendige Wirklichkeit eines Volkes muß in der Beihilfe der Wissenschaft stets eine sichere Kritik, — die Wissenschaft in der Wirklichkeit ihres Volkes stets eine strenge Richterin finden“.

Noch in diesem Jahr kann unsere Hochschule auf ihr 120jähriges Bestehen zurückblicken. Und blättern wir einmal in den Seiten der Geschichte der deutschen Landbauwissenschaft, so finden wir dort viele Namen bekannter und großer Forscher, die an dieser Hochschule gewirkt haben und ihren Beitrag zur Entwicklung des Landbaus gegeben haben. Im In- und Ausland ist unsere Hochschule bekannt und wird als Ausbildungsstätte geschätzt. Ich möchte daher als Rektor mit folgendem Wunsche scheiden: Mögen alle beteiligten Stellen sich bei grundsätzlichen Entscheidungen, die unsere Hochschule betreffen, stets vor Augen halten, welche Leistungen Hohenheim in der Vergangenheit aufzuweisen hat, und welche Aufgabe ihr für die Zukunft zufällt. Ich glaube, es wäre ein etwas trauriges Kapitel in der heutigen großen Zeit, wenn man diese Aufgabe der Hochschule nicht erkennen würde. Mein Wunsch kann nur sein: Mögen sich unserer alma mater die Tore für weitere ruhmreiche Jahrhunderte öffnen!

---

## Die Bedeutung des Bodens bei der deutschen Wiederbesiedlung des Ostens.

Rede des neuen Rektors Prof. Dr. Jung.

Zu den großen Leistungen des deutschen Volkes gehört die Wiederbesiedlung ehemals germanischer Gebiete im Osten des Reiches. Hierdurch wurde im Mittelalter ein etwa 200000 qkm großes Siedlungsgebiet dem deutschen Volk zurückgewonnen.

Um die Jahrtausendwende lag die deutsche Volksgrenze im Osten an der Elbe—Saalelinie. Nur die alte, schon im 8. und 9. Jahrhundert von Bayern her eingedeutschte Ostmark, das nun endlich in das Reich zurückgekehrte Österreich, griff weiter nach Osten hin aus.

In frühgeschichtlichen Zeiten waren die Lande zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer bis etwa in das 5. Jahrhundert nach der Zeitwende geschlossener germanischer Siedlungsboden. Hier saßen ein Jahrtausend hindurch als Bauern Ostgermanen. Als jedoch zur Zeit der Völkerwanderung die ostgermanischen Stämme zu ihren Zügen nach Süden und Westen aufbrachen, besiedelten allmählich von Osten her vordringend Slaven die menschenarm gewordenen Gebiete. Sie kamen jedoch nicht als Eroberer, sie fanden sich vielmehr neben den zurückgebliebenen germanischen Volksresten ein und ergriffen von den verlassenen Ländereien und germanischen Kulturböden Besitz.

Wie sehr diese slavischen Einwanderer sich selbst in diesen Räumen zunächst fremd fühlten, zeigt noch heute der Name der schlesischen Landschaft. Denn Schlesien ist eine Verdeutschung des slavischen Wortes „slencane“, was etwa „Land der Silinger“ bedeutet. Die Silinger waren jedoch ein in Mittelschlesien zurückgebliebener vandalischer, also germanischer Stamm.

Die deutsche Wiederbesiedlung des Ostens begann im 12. und 13. Jahrhundert, als die deutschen Kernlande den Bevölkerungsüberschuß nicht mehr aufnehmen konnten. Hingegen war das Land ostwärts der Elbe damals zum größten Teil bewaldet und von Sümpfen bedeckt, nur auf den steppenartigen Lichtungen und an den Flußufern waren armliche Slavensiedlungen zu finden.

In diese menschenarmen Gebiete drangen nun die ostwärts ziehenden deutschen Bauern ein, rodeten den Wald, brachen mit ihrem leistungsfähigen Eisenpflug den Boden und schafften so durch ihrer Hände Arbeit deutsches Kulturland.

Dabei ging die Besiedlung und Eindeutschung dieser altgermanischen Gebiete in Pommern und im heutigen Sachsen, im schlesischen Raum und in Böhmen ohne Gewaltanwendung, ja unter besonderer Förderung der jeweiligen Machthaber vor sich. Nur an der Weichsel und Memel eroberten die deutschen Ordensritter den Raum, den der deutsche Bauer hiernach mit dem Pflug gewinnen, aber oft auch mit seinem Blut verteidigen mußte.

Im slavischen Schrifttum der Neuzeit wird die deutsche Wiederbesiedlung des Ostens gelegentlich „als ein Hinmorden oder Erniedrigen der einflußreichen slavischen Schicht“ oder „als eine Kette furchtbarster deutscher Greuelthaten an slavischen Stämmen“ bezeichnet (1).

Slavische Wissenschaftler beurteilen die deutschen Siedler jedoch anders. So schreibt der polnische Volkswirtschaftler Supinski (2):

„Man kann nicht bestreiten, daß die sich durch Ordnung und Arbeitsamkeit auszeichnenden deutschen Kolonisten gewissermaßen zur Hebung des allgemeinen Standes der einheimischen Landwirtschaft beitragen“.

Wladislaus Grabski, Professor für Landwirtschaft an der Warschauer Universität, schrieb vor einigen Jahren (3):

„Die von den Deutschen gegründeten Klöster in Polen begannen schon im 12. Jahrhundert zwecks besserer Bewirtschaftung des Bodens Auswanderer aus Deutschland, Flandern und anderen Gebieten anzusiedeln. Der polnische Bauer war als Ansiedler sehr fahrlässig. Er besaß zwar viel, aber schlechtes Vieh. Das Futter lieferten ihm nur die Wiesen und Weiden der Natur, der Ackerbau stand bei ihm an 2. Stelle. Daher war sein Land verwahrlost, die Anordnung der Felder ungleichmäßig und unbestimmt. Der polnische Ansiedler war ein schwer einzuschätzender Faktor. In Bezug auf eine planmäßige Arbeitsleistung, wie sie ein Kloster erforderte, besaß der polnische Bauer nur die negativen Eigenschaften eines wirtschaftlich unentwickelten Elementes.“

Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren.

Eroberungen können auch nicht von einzelnen Siedlern oder Siedlergemeinschaften, sondern nur durch größere politische Organisationen durchgeführt werden. Nur ein Teilgebiet des heutigen ostdeutschen Raumes ist vor der Besiedlung erobert worden. Denn nur Ost- und Westpreußen wurden zunächst vom deutschen Ritterorden unterworfen, ehe deutsche Bauern sich dort ansiedelten und deutsche Bürger dort ihre Stätte gründeten. Sonst ging die Ostsiedlung ohne Mitwirkung des Reiches, ja gegen den Willen einzelner deutscher Kaiser vor sich. Es fehlte mit Ausnahme des deutschen Ritterordens die einheitliche Willensbildung unter Führung des Reiches, die die vielen Einzelunternehmungen zusammengeführt, ausgerichtet und unter Einsatz der Machtmittel des ganzen deutschen Volkes durchgeführt hätte. Eine derartige, vom gesamten deutschen Volk getragene Siedlungsbewegung hätte vermutlich auch die Eindeutschung des von den slavischen Tschechen während der Völkerwanderung in Besitz genommenen Böhmer Kessels gebracht. Auf diese Weise wäre die einheitliche volksdeutsche Grenze von der Ostsee bis zur Donau geschaffen worden.

So aber verströmte wertvolles deutsches Blut in den unendlichen Weiten des Ostens. Es entstanden nur wenige geschlossene deutsche

Siedlungsgebiete neben einer großen Anzahl inselartiger deutscher Siedlungen im slavischen Raum. Die Zersplitterung des deutschen Volksbodens führte somit auch zu keiner einheitlichen völkischen Widerstandslinie im Osten. Daher sind während der letzten Jahrhunderte beim Zerfall des ersten deutschen Reiches große Verluste an Raum und Volk auch im Osten eingetreten.

Die gemengte Siedlung deutscher und slavischer Volksteile in den östlichen Grenzzonen führte naturgemäß auch zu Reibungen, durch die in Zeiten politischer Hochspannung fast immer gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Volksteilen ausgelöst wurden. In Erinnerung sind immer noch die nach dem Zusammenbruch des Jahres 1918 auftretenden maßlosen und völkisch in keiner Weise gerechtfertigten Ansprüche der Slaven auf deutschen Volksboden. Noch nicht vergessen sind die haßerfüllten und jeder Menschlichkeit baren Kämpfe, die der Neugestaltung der heutigen politischen Grenzen im Osten des Reiches vorausgehen.

Ich hielt es für notwendig, den Gesamtverlauf der deutschen Ostsiedlung im Mittelalter hier wenigstens im Umriss zu schildern und auch die wirksamen politischen und völkischen Kräftegruppen aufzuzeichnen. Denn die Siedlungsgeschichte einzelner Landschaften im deutschen Osten ist nur als ein Teilvorgang der gesamten deutschen Ostsiedlung zu verstehen.

Wenn ich nun dazu übergehe, die Bedeutung des Bodens bei der Rückgewinnung deutscher Ostgebiete an Hand einiger Beispiele aus meiner engeren Heimat Schlesiens darzulegen, so möchte ich diesen Vorgang nicht als ein naturwissenschaftliches Problem behandeln. Vielmehr will ich versuchen, hier aufzuzeigen, wie ein an sich naturgebundener Ablauf eines geschichtlichen Ereignisses Grundlage für die Deutung politischer und völkischer Kräfte werden kann.

Von Seiten einiger slavischer Wissenschaftler wird die rein germanische Besiedlung Schlesiens bis in das 5. Jahrhundert nach der Zeitwende bestritten. Die Germanen werden vielmehr nur als eine dünne Herrschicht über einer slavischen Urbewölkerung angesehen. Die Ergebnisse unserer Frühgeschichtsforschung sprechen jedoch so eindeutig gegen eine derartige Auffassung, daß es sich erübrigt, hier auf dieses Problem einzugehen.

Ich gehe daher zunächst von den frühmittelalterlichen Siedlungsverhältnissen aus, also etwa von dem Landschafts- und Siedlungsbild Schlesiens um die Jahrtausendwende. Die Slaven haben zu dieser Zeit nur begrenzte Siedlungsgebiete bevorzugt, während andere heute dicht besiedelte Gebiete damals siedlungsleer waren. Diese Verteilung der Siedlungen war natürlich nicht etwas Zufälliges, sondern durch das damalige Landschaftsbild Schlesiens bedingt. Es ist deshalb notwendig, den geologischen Aufbau des schlesischen Raumes zunächst kurz zu schildern.

Der schlesische Raum deckt sich weder geographisch noch völkisch mit der heutigen Provinz Schlesien. So ist der Kamm der Sudeten heute

wohl politisch die Grenze gegen die Tschechoslowakei. Geologisch und auch völkisch gehören jedoch die Sudeten in ihrer Gesamtheit zum schlesischen Raum, der geologisch durch die böhmische Masse im Südwesten begrenzt wird.

Die Sudeten, zusammengeschweißt aus alten Resten der kaledonischen und variskischen Faltung des Erdaltertums und durchsetzt von großen Granitmassiven, sind in ihrer heutigen Gebirgsform nur eine verhältnismäßig schmale Kandleiste der Gesamtsudeten, von denen der größte Teil entlang dem nördlichen Sudetenrandbruch abgesunken ist. Dieser abgesunkene Rumpf wurde im Erdmittelalter teilweise mit Sedimenten bedeckt. Die Erdneuzeit, das Tertiär, bringt neue orogenetische Bewegungen am südlichen Rande des Sudetenmassives, wo im Zuge der Karpathenfaltung Aufschiebungen auf den Sudetenrumpf stattfinden. Hieraus entsteht der südliche Abschluß des schlesischen Raumes, die mährische Pforte. Während der Eiszeit erreichten die skandinavischen Gletscher teilweise den Sudetenrand und die mährische Pforte. Die Endmoränen der Warthevereisung bilden den schlesischen Landrücken. Zu dem sich durch den südlichen Teil von Bosen hinziehenden Endmoränenrücken der Weichseleiszeit gehören in Schlesien nur die Grünberger Hügel.

Südlich des schlesischen Landrückens erstrecken sich zunächst im westlichen Teil des schlesischen Raumes anschließend an die Lausitzer Heide die Sandflächen der niederschlesischen Heide. In der Gegend der Raßbach ändert sich jedoch das Bild. Zwar gestaltet auch hier Moränenmaterial der älteren Vereisungen die heutige Landschaft, auf größere Flächen ist jedoch Löß aufgeweht, dessen Ausblasungsgebiete wohl im Vorland der Gletscher der Warthevereisung zu suchen sind. Aber auch während der letzten Vereisungsphase wird örtlich begrenzt bei Glogau und Trebnitz Löß abgelagert, wo inmitten leichter und mittlerer Böden inselartig fruchtbarste Ackerflächen entstanden sind.

Die siedlungskundig ermittelten slavischen Siedlungskerne liegen nun fast ausschließlich auf diesen Lößinseln. Nur im Obertal lassen sich noch gelegentlich slavische Siedlungen auf anderen Standorten nachweisen.

Die Begrenzung der slavischen Siedlungen auf die Lößflächen ist wohl zunächst darauf zurückzuführen, daß der Löß wenn nicht gerade waldfremd, so doch zumindestens waldfreudlich ist, also vermutlich hier die Freiflächen der Urlandschaft zu suchen sind. Die Landnahme konnte also ohne nennenswerte Rodung vor sich gehen. Außerdem lassen sich die Lößböden — und das scheint der Hauptgrund für ihre dichte Besiedlung gewesen zu sein — verhältnismäßig leicht bearbeiten.

Nach den Ergebnissen siedlungskundlicher Untersuchungen in Schlesien scheinen die schweren, heute als gute Kulturflächen bekannten Böden südlich der Oder bei Haynau, Volkshain, Striegau und westlich von Diegnitz zur Slavenzeit siedlungsleer gewesen zu sein. Nur die Schwarzerdeplatte südlich von Breslau war ein dicht besiedeltes, slavisches Kerngebiet. Sonst finden wir die Slaven nur auf den leichteren Böden rechts der Oder, so bei Militsch, Herrnsstadt und Guhrau. Aber auch die reinen

Sandböden waren siedlungsarm. So sind am Bober nur vereinzelt slavische Siedlungsreste zu finden, während die Sandböden der niederschlesischen Heide einen ziemlich dichten und darum siedlungsfeindlichen Kiefernwald trugen.

Ohne auf die teilweise noch nicht restlos geklärten Einzelheiten hier eingehen zu können, läßt sich im allgemeinen feststellen, daß die slavischen Siedlungen auf mittlere, zumindestens leichter zu bearbeitende Böden beschränkt waren. Das ist wohl auf die mangelhaft entwickelte Ackerkultur der Slaven zurückzuführen. Sie besaßen nur einen hölzernen Hakenpflug, mit dem man zur Not den Boden rizen konnte. Außerdem lag das Schwergewicht ihrer Wirtschaftsform wohl nicht beim Ackerbau, sondern bei der Viehzucht. Darauf weisen jedenfalls die in slavischen Siedlungen hausenweise gefundenen Knochenreste von Haustieren hin. Die Eigenart ihres Volkstums kam somit auch in ihrer Raumgestaltung zum Ausdruck. So mieden sie auch die Sandböden der Sandrflächen und trockenen Talsande, weil vermutlich für ihre Feldgraswirtschaft diese Böden nicht genügend feucht waren. Die dichtere Besiedlung des Odertales ist wohl auf die Vorliebe der Slaven für Siedlungen an oder in unmittelbarer Nähe des Wassers zurückzuführen. Außerdem waren die lichten Eichenmischwälder der Aueböden verhältnismäßig siedlungsfreundlich.

Ein grundsätzlicher Wandel tritt nun mit der im 13. Jahrhundert in Schlesien beginnenden deutschen Kolonisation ein. Der deutsche Bauer aus dem Westen brachte die Kenntnis einer intensiven Bodenkultur mit, so daß jetzt auch schwerer zu bearbeitende Böden, die vielfach erst durch Rodung gewonnen werden mußten, in Kulturland umgewandelt wurden. Er brachte ferner den deutschen Eisenpflug mit Pflugschar und Streichbrett mit. Hierdurch wurde eine sorgfältige und gründliche Bodenbearbeitung möglich, wodurch diese Böden erst in den notwendigen Kulturzustand kamen. Er brachte nicht zuletzt die Zähigkeit und Tatkraft seines Volkes mit. So schufen deutsche Bauern ohne die Unterstützung durch das Reich in der Fremde unter den Slaven deutschen Kulturboden und darüber hinaus deutschen Volksboden. Von seiner waldbreichen Heimat her das Roden gewöhnt, griff der deutsche Siedler mit der Art die großen düsteren Grenzwälder im Osten und Norden des schlesischen Raumes an, drang in die waldbreichen Randgebiete der Sudeten und in die Sudeten ein. War der Boden gerodet und frei gemacht, dann brach der scharfe Pflug den fruchtbaren, aber oft schwer zu bearbeitenden Boden.

Die deutschen Bauern besiedelten jedoch auch die von den Slaven gemiedenen, leichten Sandböden, die nur durch eine Vergrößerung des Bodenraums, also durch tieferes Pflügen in Kultur gebracht werden konnten. So sind auf den Sandflächen im westlichen Schlesien fast ausschließlich deutsche Siedlungsformen zu finden.

Mühselig war die Arbeit, hart das Leben der ersten Jahre. Oft auch mußte der deutsche Siedler mit dem Schwert seiner Hände Arbeit verteidigen. Und so wurde in einem Zeitraum von noch nicht 200 Jahren

der schlesische Raum, der zur Slavenzeit noch Urlandschaft war, vollkommen umgestaltet. Die planmäßige Siedlung, das Waldfufendorf, prägt heute das Antlitz der schlesischen Landschaft.

Betrachtet man den Vorgang der deutschen Besiedlung Schlesiens vom Boden aus, so kann man an Hand des hier nur skizzierten Siedlungsvorganges feststellen, daß die Slaven im allgemeinen diejenigen Böden in Kultur nahmen, die bei geringstem Arbeitsaufwand noch einige Erträge lieferten. Eine Ausnahme hiervon machen nur die Löß- und Schwarzerdeböden, die ja selbst bei schlechter Bodenbearbeitung noch gute Erträge abwerfen. Die schweren Lehm- und Tonböden der heutigen schlesischen Ackerbaugebiete wurden von den Slaven gemieden. Durch die deutsche Wiederbesiedlung wurde also nicht nur der schlesische Siedlungsraum ausgeweitet, vielmehr wandelte sich auch die Einstellung des Menschen zum Boden.

Damit komme ich zum Schluß meiner Ausführungen. Ich habe versucht, von der schlesischen Landschaft und vom Boden aus dieses für unser Volk so bedeutsame Ereignis vor Ihnen andeutungsweise erstehen zu lassen. Denn die unter den slavischen Pfasten vor sich gehende Eindeutschung Schlesiens zeigt, daß der Boden dauernd nur durch den Pflug behauptet wird. Auch bei einer Auseinandersetzung des Volkes mit seinem Raum entwickeln sich jene unerschöpflichen geistigen und willensmäßigen Kräfte, die allein durch die russischen Grundelemente gedeutet werden können.

#### Schrifttum.

1. Baginski, S.: Polens Zugang zum Meer nach „Ostlandschriften“, S. 3, S. 20. Danzig 1930.
2. Lück, R.: Deutsche Aufbaukräfte in Polen, Plauen 1934, S. 54.
3. Czajka, W.: Schles. Jahrbuch 8 1935/36, S. 29.

